

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

vor jetzt eineinhalb Jahren wurde in unserer Kirche die Liste der Predigttexte neu sortiert. Seitdem haben Sie meine KollegInnen und mich manchmal sagen hören, dass über den gerade gehörten Abschnitt aus der Bibel nun zum ersten Mal gepredigt wird. Und im Stillen haben Sie sich dabei vielleicht das eine oder andere Mal gedacht, dass Sie gerade diesen Text bislang gar nicht vermisst hatten. Auch mir ging es manchmal so.

Aber dass der heutige Predigttext auch neu ist – das konnte ich gar nicht glauben. Mir kam es so vor, als hätte alleine ich schon mindestens fünf Predigten dazu verfasst. Aber ich habe mich getäuscht. Die folgenden Zeilen aus der Apostelgeschichte sind mir wohl aus anderen Kontexten so vertraut – jedenfalls hier nun zum ersten Mal als Grundlage einer Predigt, was Lukas über die Anfänge der ersten Gemeinde schreibt. Ich lese aus dem vierten Kapitel seiner Apostelgeschichte:

Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.

Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Soweit diese Worte des Apostels. Mich würde jetzt mal interessieren: wer kannte diese Schilderung schon? (Handzeichen)

Ich denke, wenn ich ihn nicht vorher schon kannte, habe ich diesen Text früh im Theologiestudium kennengelernt. Geschichte der alten Kirche. Da nimmt er einen prominenten, wenn auch umstrittenen Platz ein als eines der ältesten Zeugnisse dazu, wie es am Anfang war in der Kirche.

Allerdings meint umstritten in dem Fall nicht, dass die Auslegenden untereinander um das richtige Verständnis gerungen hätten. Stattdessen bedeutet es eher, dass sie alle miteinander gegen den Text gestritten haben – und der Tenor der Auslegungen lässt sich in einem kurzen Satz zusammenfassen: „So waren wir nie!“ Dass Christen und Christinnen alles miteinander geteilt hätten, dass ihnen der persönliche Besitz nichts bedeutet hätte, das habe es so nie gegeben. Da dürfe man den guten Lukas nicht zu ernst nehmen. Da sei er halt mit seiner Absicht, Werbung für das junge Christentum zu machen, über's Ziel hinausgeschossen. Gemeint sei das so aber nicht gewesen.

Und so teilt diese Schilderung das Schicksal, das auch Jesu Wort vom Kamel und

dem Nadelöhr und andere Texte erleiden, in denen es um die Gefahren von Reichtum und Besitz geht: sie wird weniger erklärt als vielmehr weginterpretiert. Begraben unter Bergen kluger Worte, damit sie nicht übertriebenes Unbehagen verbreiten.

Damit macht die neue Perikopenordnung jetzt Schluss. Und zwar ziemlich donnerschlagmäßig: am vergangenen Sonntag ging mit dem Trinitatisfest die Hälfte des Kirchenjahres zu Ende, in der es vor allem um Gott ging: beginnend mit dem Advent über Weihnachten und Ostern der Sohn Gottes, dann an Pfingsten der Heilige Geist, und letzten Sonntag Gott als der dreieinige Gott. Ab dem heutigen Sonntag nun kommen viele, in denen es um die Frage geht, wie der Mensch als befreites Gotteskind leben kann. Und als allererster Impuls dazu nun diese Schilderung. Die auch überhaupt fast das Erste ist, was in der Apostelgeschichte von den frischgebackenen Christinnen und Christen erzählt wird: sie finden zum Glauben, lassen sich taufen, treffen sich zum Gebet – und teilen, was sie haben. Und so lernen wir, ich über, sie unter den Pfingsttauben: frischgebackene Christen teilen was sie haben. Sie brauchen keinen Privatbesitz.

Und das lasse ich jetzt erst einmal so stehen, will es nicht einfach wieder wegerklären.

Stattdessen die Frage stellen, warum uns das so schwer fällt. Immerhin ist es ja so: am Anfang der evangelischen Kirche steht ein Mönch, dessen Reichtum in einer Kutte bestand, vielleicht auch zweien. Dazu ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl. Wahrscheinlich erst mal keine eigene Bibel.

Seit den Tagen Luthers ist die Geschichte von Protestantismus und Besitz um viele Kapitel gewachsen. Spannend finde ich die Frage, was es ist, was uns heute so an unserem Besitz festhalten lässt.

Und da gibt es diesen Satz aus der Zeit meiner Eltern und Großeltern: „Ihr sollt es einmal besser haben.“ Dafür rackerten sich Väter und Mütter ab im Wirtschaftswunderland. Und, in ihrer Zeit verständlich: wenn sie „besser“ sagten, meinten sie „mehr“. Die Generation meiner Großeltern hat Hunger und Entbehrungen am eigenen Leib erfahren und wusste: es ist besser, nicht zu hungern. Es ist besser, sich leisten zu können, was man braucht.

Das ist zweifellos wahr. Aber zum Einen ist ein besseres Leben noch kein gutes, zum Zweiten war der Grat zwischen dem, was man zum Leben brauchte und dem, was man nur glaubte, zu brauchen immer ein schmaler. Und allzu leicht werden das „Haben-Wollen“ und das „Es-sich-leisten- Können“ zu zentralen Lebensinhalten. Und manchmal zu ausschließlichen. Unsere menschengemachte Welt so gestaltet, dass diese Gefahr tatsächlich besteht. Gerade lernen wir ganz neu, dass das Wohl unserer Gesellschaft davon abhängt, dass wir wieder einkaufen. Mehr einkaufen. Dazu bekommen wir sogar Geld geschenkt. Weniger Mehrwertsteuer und 300 Euro für jedes Kind.

Ich kann die Entscheidungen nachvollziehen – aber ich sehe die Gefahren. Dieses „Mehr“ im Materiellen bedeutet oft ein „Weniger“ an anderer Stelle. Wir leben in einem reichen Land. Aber dass wir so gut durch Corona gekommen sind, viel besser beispielsweise als die Italiener und die Spanier, das hat einen Grund auch darin,

dass die Menschen dort noch Beziehungen zwischen den Generationen und sich darüber gegenseitig angesteckt haben. In Deutschland gibt es Altenheime.

Zum guten und gelingenden Leben gehören, davon erzählt die Bibel auf jeder Seite, in erster Linie gelingende Beziehungen. Zu Gott, zu den Menschen, die mir zur Seite gestellt sind, zu Freunden. Eine Begegnungsfähigkeit auch angesichts des Fremden, der mir gegenüber tritt. Doch wir leben beziehungsvergessen, behandeln Beziehungen als ein „Nice-to-have“. Wenn nicht, dann halt nicht. Wir haben viel – aber oft keine Zeit. Es sind dann regelmäßig Zeiten der Krise, die uns deutlich werden lassen, dass aller Besitz den Freund, die Begleiterin nicht ersetzen kann, der und die an unserer Seite bleiben. Freunde kann man nicht kaufen, und Menschen, die einen lieben, auch nicht. - Vielleicht hätte ich bei diesen letzten Gedanken „Ich“ sagen sollen statt „Wir“ - aber ich glaube, es geht nicht nur mir so.

Und wenn also ein moderner Christenmensch in seiner Beziehungslosigkeit halt wenig anderes hat als das, das er tatsächlich besitzt, mit seinen Händen greifen kann, wie sollte der nicht erschrecken bei der Vorstellung, es solle auch das noch hergeben, müsse seinen sauer erarbeiteten Besitz mit Habenichtsen teilen? Wie soll der anders reagieren als durch die Flucht in ein: „so war das bestimmt nicht gemeint“? Da wird's dann leicht verständlich, dass es Lukas Erzählung vom Miteinander der ersten Christinnen und Christen so lange nicht in die Reihe der Predigttexte geschafft hat.

Aber: „Angst essen Seele auf“ und: Angst macht blind. Wenn ein Leben hängt an dem was einer hat, und wenn einer sich in einer Zeit, in der nahezu alle Bereiche des Lebens von Märkten, also von der Logik der Konkurrenz bestimmt wird, ununterbrochen um den Erhalt seines Habes, seines Rufes, seiner Karrierechancen sorgen und ängstigen muss – wie soll der offen sein für den anderen? Wie soll der fähig sein, Beziehungen zu knüpfen oder zu pflegen? Wie soll der sich berühren lassen können von den Nöten anderer? Wie soll der anders leben, als er es tut? Wo wäre da ein Freiraum?

In einen solchen laden uns die Worte des Lukas ein. Es sei dahingestellt, ob die Schilderung des Lukas tatsächlich eine Realität abbildet oder ob da auch bei ihm der Wunsch Vater des Gedankens war: zwei Wochen nach dem Pfingstfest begeistert mich die Vision einer Gemeinschaft von Christinnen und Christen, die nichts „haben“ müssen und ihr Leben gemeinsam leben. Und befreit von ihrer Angst. Die, vereint durch den einen Geist, als die Menschen leben können, als die Gott sie gedacht hat: als Menschen in Beziehung, als solche, deren Glück und deren „Ich“ sich im Miteinander formt. Die sich anrühren lassen und zulassen können, dass Worte, Blicke, Gesten des Anderen ihr Inneres in Bewegung bringen. Als Menschen, die zum Glücklich-Sein kein Bankkonto brauchen.

Ein ungewohnter, neuer freier, weiter Raum, in den wir da gestellt werden. Auf unseren Füßen, damit wir uns darin bewegen können. Lasst uns Schritte wagen – einzeln, ein jeder für sich, auf dass er und sie die Freiheit immer wieder neu entdecke, zu der wir befreit sind, und miteinander, auf dass wir uns gemeinsam mit vielen auf den Weg machen zu einer beziehungsfreundlichen und menschenfreundlichen Welt. Amen